

## Leitartikel

Frank Richter  
Wieviel Leben  
braucht ein  
Wort?

Wie viele Worte  
braucht das  
Leben?

Nach dem Weihnachtsfest und vor dem Silvestertag, in der Zeit, die man bei uns die „Zeit zwischen den Jahren“ nennt, besuchte ich wieder einmal Berlin. Die Stadt macht von sich reden als neue (alte) Hauptstadt des wiedervereinigten Deutschland, als größte Baustelle Europas. Ich weiß nicht, wie oft ich mich in früheren Jahren dem Brandenburger Tor (immer von der östlichen Seite aus) genähert habe – wissend, es würde verschlossen sein und bleiben. Diesmal wollte ich es durchschreiten. Daß ich dabei eine unerwartete Entdeckung machen würde, dachte ich nicht. In seinem Nordflügel befindet sich ein „Raum der Stille“.

„Treten Sie ein, hier dürfen Sie schweigen.“

Dieses vergessene Wort des Lyrikers Rainer Kunze kam mir in Erinnerung, als ich den Raum betrat. Er stand gratis offen. Ich erfuhr, daß es einem Förderkreis, bestehend aus Vertretern der verschiedenen Religionsgemeinschaften der Stadt wie des Judentums, der christlichen Kirchen, des Islam, des Buddhismus und der Baha'i-Religion, aber auch religiös nicht gebundenen Personen gelungen war, ihn an dieser Stelle, inmitten riesiger Baukräne und tiefer Baugruben, einzurichten.

Neben der Eingangstür bezeichnete ein Relief die einzige hier geltende Regel: ein menschliches Gesicht mit einem Finger auf den geschlossenen Lippen. Das Innere des Raumes entbehrte bis auf einige Stühle und Kissen jeglicher Gestaltung. Nur an der einen Stirnseite hing ein 2 x 1,50 Meter großer Wandteppich. Ritta Hager hat ihn 1957 nach dem gescheiterten Aufstand in Budapest gewebt. Sie nannte ihn „Licht, das die Dunkelheit durchbricht“ und schenkte ihn einer Freundin, die ihn später der Stille-Raum-Initiative überließ.

Die Darstellung auf dem Teppich – im Grunde ist es der Teppich selbst – bedient sich keiner konfessionellen, weltanschaulich geprägten oder gar politischen Symbolik. Der Betrachter kann nach Gutdünken oder Vorentscheidung darin die Sonne, einen das Licht freigebenden Vorhang, das Allerheiligste in einer gewebten Monstranz oder die Spiegelung seiner Seele erkennen. Die Darstellung ist stark. Sie saugt die Blicke in sich hinein. Sie erzeugt Konzentration und Stille.

Am Ende der Betrachtung dachte ich: die rechte Darstellung in diesem „Raum der Stille“; der rechte Raum in dieser lärmenden Stadt, die mir noch immer nicht ganz

geheuer ist und hier – in ihrem eigenen Zentrum – zu sich selbst auf Abstand geht.

Auch bleiben mir einige Fragen:

Inwieweit kann die Stille ein Weg sein, auf dem die zerrissene Menschheit ihre Mitte findet?

Wieviel Stillschweigen sollte ich mir selbst (regelmäßig) verordnen, der ich berufshalber andauernd zum Reden gerufen und verpflichtet werde?

Inzwischen haben mich das Jahr und der Alltag meiner Diaspora-Pfarrrei wieder. Pro Woche sind es durchschnittlich fünf verschiedene Predigten bzw. Ansprachen, die ich zu halten habe. Die mittlerweile erworbene Routine erleichtert und belastet mich. Manchmal veredelt sich eine zum vierten oder fünften Mal gehaltene Sonntagspredigt derart, daß es mich selbst überrascht; andermal spült mich die Flut der eigenen Worte so weit weg vom Evangelium Jesu Christi, daß mir angst wird. Manchmal erfahre ich anerkennende Bestätigung: „Danke für Ihre Predigt. Heute konnte ich mir für die Woche etwas mitnehmen“; andermal begegnet mir großes Unverständnis, so als hätte ich in einer fremden Sprache geredet.

Aus meiner seelsorgerlichen Tätigkeit weiß ich außerdem, daß man lange in eine Person oder eine Gemeinde hineingehört haben muß, um ihr ein verständnisvolles, deutendes oder befreiendes Wort sagen zu können. Offenbarung vollzieht sich dialogisch. Die „Kirchenspaltung“ zwischen Redenden und Hörenden, die sich durch den zunehmenden Mangel an amtlich bestätigten Predigern und die zunehmende Reduzierung ihrer Tätigkeit auf den gottesdienstlichen Bereich vertieft, untergräbt den wesentlichen Zusammenhang von Verkündigung und Leben. Wenn ich am Leben der Gemeinde weniger und weniger teilhaben kann, wenn mir keine Zeit zum liebevollen Zuhören bleibt und wenn ich folglich ihr Leben auch nicht mehr im Licht des Evangeliums betrachten kann, vermag ich ihr immer seltener das rechte Wort zu sagen. Die besondere mystagogische Funktion theologischer Rede kann ja nur dann erfüllt werden, wenn ihr Träger (möglichst tief) sowohl im Leben der Hörer als auch im letztlich unaussprechlichen Geheimnis Gottes beheimatet ist. Dem predigenden Dauerredner wird beides nicht gelingen.

Eine Abbildung des Wandteppichs aus dem „Raum der Stille“ im Brandenburger Tor könnte diese Gedanken bündeln.

Da ein Abdruck hier nicht möglich ist, können es vielleicht auch zwei „Texte“ tun, deren Herkunft mir leider nicht bekannt ist.

schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen  
schweigen schweigen schweigen schweigen schweigen

reden reden reden reden reden  
reden reden reden reden reden  
reden reden reden reden  
reden reden reden reden reden  
reden reden reden reden reden

## Artikel

Marie-Louise  
Gubler  
So vielerlei Arten  
von Sprachen  
gibt es in der  
Welt, und keine  
ist ohne sinn-  
vollen Laut . . .  
(1 Kor 14, 10 f)  
Sprache und  
Sprachen

*In einer multikulturellen Welt gibt es nicht nur verschie-  
dene nationale Sprachen, sondern auch kulturell und  
schichtspezifisch bedingte „Sprachen“, die viel von den  
Werten und vom Lebensgefühl ihrer Sprechenden verraten.  
Sprache ist aber nicht nur Medium der Verständigung,  
sondern kann auch Instrument der Ausgrenzung  
sein. Zudem haben alle unsere Wörter eine „Mißbrauchs-  
geschichte“. Wie soll da eine Verkündigungssprache klingen,  
wie soll von Wörtern wie Gott, Gnade, Sünde, Erlö-  
sung usw. gesprochen werden, wenn sie zu „ausgebeuteten  
Begriffen“ verkommen sind? Gubler zeigt anhand  
biblischer Texte auf, wie der Umgang mit dem Wort der  
Verkündigung verbessert und „wirkmächtiger“ gestaltet  
werden kann.*

*red*

„Wie hat Ihr Tag heute begonnen? Am Arbeitsplatz den  
Computer eingeschaltet, den Web-Browser angeworfen  
und zweimal um den Erdball gesurft? . . . je nach dem  
Grad der Elektronisierung sich beim Provider einge-  
wählt, und mit einer kurzen Datenübertragung Ihre per-  
sönlichen E-Mails auf Ihren PC geladen . . .“ lese ich am  
8. Dezember in der Zeitung aus Zürich, wo heute kein  
kirchlicher Feiertag ist. Und im Pfarrblatt wird das  
„Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau  
und Gottesmutter Maria“ angekündigt – volkstümlich